

Einheit in Vielfalt

Predigt von Pfr. Ulrich Schäfer beim Bündekongress am Mittwoch, 19. August 2009 – Heiliger Geist, Einheit in Vielfalt

Liebe Schwestern und Brüder,

Einheit und Vielfalt. Die Spannung, die in diesen beiden Worten liegt, löst in den meisten Menschen die Frage aus: Wie gelingt es uns, die Einheit zu schaffen?

Mir scheint jedoch, dass für unseren Gründer von Anfang an die andere Frage mindestens genauso interessant war: Wie gelingt es, die Vielfalt zu schaffen? Ist nicht das Schönstattwerk selbst mit seinen zahlreichen Gemeinschaften und Projekt- und Interessengruppen ein Beleg dafür, dass seine Sehnsucht nach lebendiger Vielfalt sogar größer war als seine Sehnsucht nach Einheit? Dieser Akzent erscheint mir auch dem Denken des Paulus sehr nahe: „Wären alle zusammen nur ein Glied, wo bliebe dann der Leib?“ sorgt sich dieser um die Vielfalt. Der Einheit ist er sich sicher: „Wenn der Fuß sagt: ‚Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leib!‘, so gehört er doch zum Leib.“

In einer Zeit, in der er den Zug zur Einheitskultur, zur Nivellierung, Vermassung, zur Entpersönlichung gesehen hat, hat unser Gründer von Anfang an größte Sorge darauf verwandt, das Originelle, Persönliche, Vielfältige zu wecken, zu fördern und zu pflegen. Umgekehrt hat er dafür gesorgt, dass alles, was die Einheit in Blick nimmt, nicht das Originelle vorschnell unterdrückt.

In den Brief, den Pater Kentenich einige Wochen vor der Versammlung in Hörde an die Leitung der Pallotiner schrieb und in der er seine Freistellung für die neue Bewegung bat, heißt es:

„Für jeden Organisator gibt es zwei Möglichkeiten, zu seinem Ziele zu kommen. Er kann mit fertigen Statuten vor die Öffentlichkeit treten und diejenigen, die sich dafür erwärmen lassen, zu einem Verein zusammenschließen. Er kann aber auch erst geistesverwandte Seelen um sich sammeln, diese mit dem rechten Geiste durchdringen und dann mit ihnen und durch sie die Organisation gründen lassen. Die Aufgabe des Apostolischen Bundes ist so hochgesteckt, und das Seelenleben

unserer gebildeten Kreise in seiner Eigenart so stark ausgeprägt, dass nur der zweite Weg Aussicht auf Erfolg bieten dürfte.“¹

So sind wir gegründet worden: Möglichst keine Vorgaben und viel Freiheit mit Rücksicht auf das originelle Seelenleben, die Organisation muss sich dann entwickeln. Das sollte sich entsprechend bei jeder Neugründung des Bundes wiederholen.

Die erste Frage, die wir uns als Bundesgemeinschaften stellen sollten, ist deswegen die: Lebt in uns diese Liebe zur Vielfalt? Freuen wir uns und fördern wir das, wenn jemand zu uns kommt und anders ist als wir, wenn er einen neuen Gedanken mitbringt?

Begnügen wir uns wirklich damit, denen, die sich für unsere Gemeinschaft interessieren, die Bundespflichten als einzige Verpflichtung weiterzugeben? Alles weitere dann „mit ihnen und durch sie“? Oder neigen wir dazu, ihnen noch ungefragt ein paar ungeschriebene Gesetze dazuzupacken, solche Selbstverständlichkeiten, in die sie sich einfügen müssen: Diese und jene Gebete sind bei uns so üblich. Mit diesem Gemeinschaftsideal, Regioideal, Abteilungsideal müsst ihr euch auseinandersetzen. Diese und jene Kleidung ist für uns mehr oder weniger angebracht ... Wissen wir nicht manchmal zu genau, was die anderen aus Hochherzigkeit und Familienhaftigkeit tun müssten?

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch das zu bedenken geben: „Die heutige Jugend ist von Grund auf verdorben, sie ist böse, gottlos und faul. Sie wird niemals so sein wie die Jugend vorher, und es wird ihr niemals gelingen, unsere Kultur zu erhalten.“ Das ist nicht meine Meinung. Das steht auf einer Tonscherbe, die 5000 Jahre alt ist. Eine Tonscherbe, die uns heute sagt: es geht sehr wohl weiter. Wir dürfen Vertrauen haben in die nächste Generation.

Liebe zur Vielfalt setzt Vertrauen voraus. Vertrauen in die persönliche Berufung der Einzelnen. Vertrauen in die originelle Berufung der jeweils nächsten Generation.

Dann ist natürlich auch zu fragen, was diese Vielfalt eint, wie wir unsere gemeinsame Berufung erkennen und pflegen.

¹ zitiert aus: Heinrich Hug (Hrsg.), Hörde 1919 - Größe und Grenze einer Versammlung, Eigenverlag, Schönstatt 2008

In dem Vortrag, den unser Vater und Gründer anlässlich seines silbernen Priesterjubiläums gehalten hat², macht er eindrücklich darauf aufmerksam, dass Schönstatt nicht allein sein Werk ist, sondern ein gemeinsames Werk. „Das ganze Werk, das geworden ist, ist in gleicher Weise Ihr Werk, so wie es mein Werk ist³“, sagt er seinen Zuhörerinnen und Zuhörern. Und er führt aus, wie er das meint: Unzählige Gespräche hat er geführt, tief in die Seelen schauen dürfen und was der dort an Lebendigem, an Gutem gefunden hat, dem hat er Raum verschafft, damit es in Schönstatt wachsen kann.

Die Folge dieses Vorgehens war: „Jeder entdeckt sich selbst wieder, das Beste seiner Seele, in der Familie, in all dem, was wir wollen.“⁴

In ähnlicher Weise soll es uns in unseren Gemeinschaften gelingen, Einheit durch eine gemeinsame Berufung, ein gemeinsames Ideal zu gewinnen.

„Die Seelen mit dem rechten Geist durchdringen“ - so hieß es in dem oben angeführten Zitat. Das klingt so ein wenig nach Indoktrination. Nichts ist aber weniger gemeint als das. Die Seelen mit dem rechten Geist zu durchdringen bedeutet nicht, anderen ein tradiertes Gemeinschaftsideal einzupflegen, auch nicht es ihnen vorzulegen, damit sie sich dann möglichst gleich dafür entscheiden sollen.

Als Aufgabe der Erzieher in einer Gemeinschaft beschreibt Pater Kentenich den umgekehrten Weg⁵: aufgreifen, was in den einzelnen Seelen lebendig ist und helfen, es mit dem Gemeinschaftsideal in Verbindung zu bringen. Einheit und Gemeinschaft entsteht nicht dadurch, dass ich ein mir letztlich fremdes Ideal irgendwie aufgreife oder akzeptiere. Sie entsteht vielmehr dadurch, dass ich mehr und mehr entdecke, dass ich in meiner urpersönlichen Berufung verbunden bin mit der Berufung der Gemeinschaft. „Weil wir auf äußere Mauern so wenig Gewicht legen können, müssen wir diese inneren, formenden Einheitsmomente stark betonen“, schreibt Pater Kentenich in diesem Zusammenhang.

Zwei Freunde unterhalten sich. „Ich war bei einem Hellseher.“ „Und?“ „Na ja, ich habe geklingelt und er fragt über die Sprechanlage: Wer ist da?“ „Und?“ „Da bin ich wieder gegangen. Ich meine - wenn er das schon nicht weiß!“

Wir sind keine Hellseher! Wir wissen nicht einfach, wer die anderen sind, was sie denken, sie bewegt, in ihnen lebendig ist. Die anderen

² Vortrag zum Silbernen Priesterjubiläum am 11. August 1935, 1. Teil; Quelle: Herbert King (Hrsg.), Joseph Kentenich – ein Durchblick in Texten, Fünfter Band, Patris Verlag, Schönstatt 2005, Seite 212-224

³ Ebd., Seite 216

⁴ Ebd., Seite 222

⁵ vgl. Pater Josef Kentenich, Marianische Werkzeugsfrömmigkeit, Schönstatt-Verlag 1974, 219 f

sind auch keine Hellseher! Deswegen sind wir darauf angewiesen, aufeinander zu hören und offen miteinander zu reden. Immer wieder. Einheit wächst im lebendigen Austausch. Innerhalb der einzelnen Bundesgemeinschaften ebenso wie zwischen ihnen.

Liebe Schwestern und Brüder,

im Evangelium wurde uns das Bild des Weinstocks vor Augen gestellt. Im Garten des Bischofshauses in Fulda wächst Wein an einer Seite der Sandsteinmauer, die ihn umgibt. Vor Jahren, als der Bischof einen Winzer zu Besuch hatte, wollter er von ihm wissen, was für eine Traubensorte das ist. Nun waren gerade keine Trauben dran und der Winzer sagte: „Nur an der Form der Blätter kann ich das noch nicht erkennen. Da müssen Sie schon warten, bis die Trauben gewachsen sind.“

Ich glaube, so geht uns das auch. Wir haben in Schönstatt keine uniforme Einheit, keine die man so leicht vorhersagen kann: So und so wird das alles aussehen. Wir können aber das tun, was Jesus uns sagt: In lebendiger Verbindung bleiben und darauf vertrauen, dass der Vater die Sorge für den einen Weinstock trägt, damit er reiche, vielfältige Frucht bringt. Amen.